

# Schuhmacher-Fachblatt

Organ des Zentralverbandes der Schuhmacher Deutschlands  
und Publikationsorgan der Zentral-Funkten- und Sterbekasse der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen

Nr. 20      Erscheint jeden Sonntag.      Gotha, 20. Mai 1917      3-ferate kosten 50 Pfg. die einseitige Petitzeile.      31. Jahrg.  
Abonnementpreis: Mk. 1.— für das Vierteljahr.      (Erscheinung: Nr. 174.)      Bei Wiederholungen Rabatt. — Stellenvermittlung-Anzeigen für Mitglieder 10 Pfg.

### Inhaltsverzeichnis.

Das Taylor-System in der Schuhindustrie. — Auch eine Neuorientierung. — Wiederbetritt entlassener Vorkriegsgehilfen zur Krankenversicherung. — Demokratie. — Aus dem Reichstage. — Ueberwachungsanstalt der Schuhindustrie. — Ueber die Feuerungsanlage im Baugewerbe. — Gewerkschaftliches. — Aus unserem Beruf. — Verbandsnachrichten. — Ehrenliste. — Sterbetafel.

Beilage: Für unsere weiblichen Mitglieder: Mädchen und Mann. — Dem Fleißigen die Freude. — Frühlingsumkleiden. — Liebe Schwester.

Feuilleton: Die Gesichte von Gimmel.

### Das Taylor-System in der Schuhindustrie.

Das berühmteste Taylor-System wird in manchen Betrieben offen, in andern in aller Stille angewandt, ohne seinen Namen zu nennen und die Arbeiter schon dadurch aufmerksam zu machen. Bei der Arbeit denkende Arbeiter finden es aber sofort heraus, daß es sich in bezüglichen Veränderungen und Neuerungen um die Einführung und Anwendung des Herrn Taylor handelt.

In jüngster Zeit hat sich damit auch die „Schuh-Post“, das Organ des Verbands der deutschen Schuhindustrie beschäftigt und zwar speziell mit der „Stoppuhr“ oder Kontrolluhr in der Schuhfabrik. Die Stoppuhr dient dem Zwecke, durch genaue Kontrolle des Arbeiters zu ermitteln und festzustellen, wieviel Zeit er zur Verrichtung einer bestimmten Arbeit braucht. Die „Schuh-Post“ ist für das Taylor-System und sie sagt über die ihm dienende Stoppuhr: „Sie kennzeichnet die höchste Entwicklung zur Maschinenwirtschaft, zu dem Reizeffizienten, der dadurch geschaffen wurde, daß der Betriebsorganisator die Maschine und den Menschen hinsetzt und sich um eine genaue Ueberprüfung über die Leistungsfähigkeit der beiden Betriebsfaktoren zu sichern imstande ist.“

Zuerst ist die Maschine gekommen und zuerst hat man die Maschine auf ihre Leistungsfähigkeit untersucht. Jede neue Arbeitsmaschine, die heute in den Arbeitsstätten aufgestellt wird, ist vorher schon in der Fabrik, in der sie gebaut worden ist, auf Probeleistungen untersucht worden. Es wurde genau ermittelt, ob die Leistungsfähigkeit der neuen Maschine gegenüber der alten Konstruktion einen Fortschritt bedeutet. Es werden Gewaltversuche angestellt, planmäßig sucht man die höchste Grenze der Leistungsfähigkeit zu ermitteln, denn bis zu dieser Höchstgrenze soll die Maschine belastet werden. Jeder einzelne Versuch wird sorgfältig protokolliert. Bei jedem einzelnen Versuch wird die Umdrehungszahl, die Bewegungsgeschwindigkeit der einzelnen Werkzeugelemente so hinangeführt, bis die Maschine zusammenbricht, für das Erkennen der Höchstgrenze in der Belastung der Maschine dient als Hilfsmittel die Stoppuhr.

Im Prüffeld steht hinter der neugebauten Maschine ein Mann als Probarbeiter und daneben ein Mann als Aufseher. Der Probarbeiter bewegt die Maschine mit der größten Geschwindigkeit und der Zeitähler registriert mit der Stoppuhr in der Hand die Zeit, in der die Maschine ein bestimmtes Produktionsresultat erreichen konnte. Durch andere Meßapparate und Meßungen, durch Geschwindigkeitsmesser und Kraftzähler wird registriert, wieviel Kraft, wieviel Geschwindigkeit, wieviel Zeit die Maschine für ihr Produktionsresultat benötigt hat; dann werden die Höchstresultate sorgfältig umgerechnet. Das alles wird im Verlaufe mit Proben von Maschinen aufgeführt. Wenn die neugebaute Maschine nun in der Praxis eingeführt wird, liegen die Arbeitsergebnisse schon fest, und hierauf wird der Akkordpreis bemessen. Dieser Akkordpreis wird solange bestehen bleiben können, bis sich das Fabrikat über das Werkzeug ändert. Jede konstruktive Veränderung des Produktionsgegenstandes oder der Maschine bringt eine Veränderung im Arbeitsprozess hervor und erfordert eine andere, eine neue Bemessung der Arbeitsleistung. Deshalb werden die Arbeitsleistungen methodisch gemessen.“

Das Blatt sagt sodann noch einiges über das Taylor-System, um schließlich zu dem Urteil zu gelangen: Das Taylor-System ist eigentlich keine neue Idee, seine Umwandlung von Begriffen, sondern, das was Taylor lehrte, ist weiter nichts als konsequenter Nationalismus, wie eine Arbeitsmethode, nach der sorgfältig mit dem höchsten Wirkungsgrad gearbeitet werden soll, indem planmäßig Maschinen und Menschen vorher untersucht worden sind.

So wenig, wie sich der technische Fortschritt aufhalten läßt, so wenig läßt sich die wissenschaftliche Betriebsführung in ihrer Entwicklung aufhalten. In dem Grad, wie das Wirtschaftslieben sich rationalisiert, wie wir in Deutschland versuchen müssen, mit unseren Maschinen und unseren Menschen im Wettstreit zu halten, werden auch diese modernen Arbeitsmethoden weiter um sich greifen. Aus dem Arbeitsaal wird die Stoppuhr nicht mehr verschwinden, sondern wird im Gegenteil immer häufiger aufzufinden sein.“

Die Wertmeister der Schuhindustrie haben sich also mit der Stoppuhr und dem ganzen Taylor-System abgefunden, ob der Not, das heißt dem Zwange des Unternehmertums gehorchend oder dem eigenen Triebe, das ist aus dem Artikel der „Schuh-Post“ nicht ersichtlich. Ob allerdings alle Wertmeister der gleichen Ansicht sind und ob überhaupt die Schuhfabrikanten sich auf der ganzen Linie für das berühmte Taylor-System erwärmen können, das sind auch noch offene Fragen.

Sicher ist, daß sowohl Wertführer als Fabrikanten gegen das Taylor-System sind, denn erstere, namentlich die älteren unter ihnen, müssen befürchten, durch draufgängerische rücksichtslose Heugänge verdrängt zu werden, zu einer niedrigeren Stellung degradiert zu werden; Fabrikanten befürchten stets, nicht endenwollende Konflikte mit den Arbeitern.

Sicher ist auch, daß alle über das Taylor-System mit seiner Stoppuhr, seinem Heugang und mit seiner degradierenden Umwandlung des denkenden Proletariats in eine bloße menschliche Arbeitsmaschine unterrichteten Arbeiter Gegner des höchsten Ausbeutungssystems nach dem Amerikaner Taylor sind. Die amerikanischen Arbeiter sind Gegner des Taylor-Systems und darauf ist es gewiß zurückzuführen, daß von den vielen Tausenden gewerblich-industrieller Unternehmungen jenseits des Ozeans nach seinerzeitigen Mittelzeiten nur etwa 250 dem Herrn Taylor dem Zutritt gestattet und dabei handelte es sich wohl um unorganisierte verlassene eingewanderte Arbeiter. Dagegen nahm der Gewerkschaftsführer John Frey in einer Versammlung der Ozeanischen Gesellschaft des Bestens in Epitapho entschieden Stellung gegen das Taylor-System. Er akzeptierte es ohne weiteres, insofern es der rentabelsten Anwendung der Maschinen dient. Aber gegen das gleiche Verfahren mit dem Menschen lehnt sich der amerikanische Arbeiter mit aller Kraft auf, da es seinen körperlichen und geistigen Untergang bedeuten würde.

Die organisierte Arbeiterschaft sieht die Aufgabe einer wirklichen wissenschaftlichen Betriebsführung darin, die Produktionskosten durch Ausschaltung unnötiger Arbeit herabzusetzen, die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Arbeit zu erhöhen dadurch, daß man den Arbeiter umgibt mit gutem Licht, reiner Luft, gesunder Umwelt und geschickter Maschinerie. Wir verstehen darunter ein System, das den Arbeiter ebenso vor Ueberanstrengung schützt wie es dafür sorgt, daß sein Verdienst eine angemessene Höhe hat, und das auch reichliche Gelegenheit gewährt zu sadmähiger und gründlicher Ausbildung aller Arbeiter; ein System, unter dem die Art und Dauer der Beschäftigung gemeinsam durch Unternehmer und Arbeiter auf kollektiver Grundlage festgesetzt werden; ein System endlich, das niemals erlaubt, daß die Qualität und Quantität gepopt wird und Männer, Weiber und Kinder den Maschinen gleichgestellt werden. Die Gleichberechtigung der Wesen von Fleisch und Blut muß anerkannt werden von jedem Epitapho, das Bestand haben soll.“

Diesen ideellen und materiellen Forderungen der organisierten amerikanischen Arbeiterschaft entspricht aber das Taylor-System nicht und darum lehnt es Frey, der Redakteur des Verbandesorgans des Internationalen Formverbandes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, jedenfalls in Uebereinstimmung mit der gesamten organisierten amerikanischen Arbeiterschaft ab.

(Schluß folgt.)

### Auch eine Neuorientierung.

Der Umsturz aller Dinge durch den Krieg hat auch vielfache geistige Umwälzungen hervorgerufen. Menschen, die davon erfasst wurden, haben gelernt, die Verhältnisse Ursachen und Wirkungen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mit andern Augen zu betrachten, anders zu beurteilen und ihre ganze Geistesverfassung auf einen andern Punkt einzustellen. Wir haben dabei nur Erscheinungen fortschrittlicher Natur im Auge; jene rücksichtlicher Art, die etwas sehr unerfreuliches sind, lassen wir außer Betracht.

Der ersten Richtung ist ein namhafter Vertreter erschienen in Walter Rathenau, dem gegenwärtigen Präsidenten der Allg. Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, die mit ihren ca. 30 000 beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen zu den bedeutendsten industriellen Unternehmungen Deutschlands gehört. Dieser Industriegigant ist eine philosophisch denkende Natur, die sich über die Kategorie seiner Klassengenossen erhebt. Er hat sich in diesem Sinne schon früher literarisch hervorgetan und in jüngster Zeit ist von ihm ein Buch veröffentlicht worden, das „Von Form und den Dingen“ handelt und in weiten Kreisen eine Beachtung gefunden hat. Er geht nach seinen eigenen Worten „von Arbeit, Not und Erwerb, von Eltern, Rechten und Macht, von technischem, wirtschaftlichem und politischem Bau“ der Gesellschaft aus und übt dabei eine vernichtende Kritik an der Herkunft des Reichtums und des arbeitslosen Einkommens. „Wenn die Betrachtung des erworbenen Reichtums, zurückgeführt auf die wahren Quellen des Ursprungs, führt Rathenau aus, ein innerer Gefühl des Unrechts und erweckt, so verlagert dieses Gefühl gemeinhin bei der Kritik des Erbes, die Geschlechterfolge des Besizes erscheint dem heutigen Empfinden als ein unantastbares. Wir sehen die Reanpläne und Vergnügungsorte einer Großstadt angefüllt von gutgewachsenen, selbstbewußten jungen Männern, die in einer Stunde für ein Pferd oder eine Zylinder mehr Geld ausgeben als ein armer Student, ein Dichter oder Musiker für den Lebensunterhalt eines Jahres erhebt; ihre Anpläne an die Leistung des Landes übersteigen den Aufwand eines Wälderpräsidenten und Kanclers. Die Gegenleistung besteht in Genuß und Repräsentation. Nach Maßgabe seiner Besinnung und Interessen behandelt sie ein jeder mit Höflichkeit, Achtung, Unterwürfigkeit und sie antworten korrekt, leutselig, herablassend. Sie halten es für selbstverständlich, daß der junge Gelehrte oder Kaufmann beschreiben ihnen das macht, wo sie als Expenden über Bestellende auftreten; das Volksempfinden findet ihr Auftreten gelegentlich anmaßend, ihre Unmäßigkeit bedauerlich, sieht aber in der bevorzugten Lage etwas Unabänderliches, den Ausdruck eines geheiligten Vorkommens von erblichem Glanz und erblicher Macht. Hart beurteilt wird die Arme, die, von einem reichen und alternden Manne als Witwe hinterlassen, sich in fürstlichem Aufwand gefällt. Man rüft ihr die Herkunft vor, befreit ihr aber nicht das Recht, die Einkünfte einer Herrschaft zu verpassen, denn sie verfügt über ihr Erbe. Ein industrieller Reichtum geht auf einen mündigen, aber unbeschäftigten Sohn über. Generaldirektoren machen ihm subversive Vorwürfe, finden sich seinen Liebhabereien anpassen, erbiten Gehaltserhöhungen und Vollmachten; eine Ehe ergrünter Weltläufer scharf sich um den Wagenschlag des jungen Herrn. Ein wohlhabender Mann stirbt, hinterläßt eine Frau und vier Kinder. Wie fünf beschließen, von ihren Vätern zu leben; die Kinder heiraten Männer und Frauen, die in gleicher Lage sind, und der Staat ist um vier Familienpäpste bereichert, die ein Jahrhundert lang nichts schaffen, außer daß gelegentlich ein Nachkomme Kunstgeschichte oder Diplomatie studiert.“

Wieviel gesunde Männer unter sechzig Jahren leben in einem zivilisierten Lande von ihren Renten? Wieviel junge Männer begründen ihre Existenz auf die Ehe mit einer Erbin? Wieviele unproduktive Familien haben ein Land von Geschlecht zu Geschlecht zu ernähren? Alle diese Erscheinungen sind weit entfernt, um Gewissen der Gemeinschaft einen Gefallen von Unrecht anzulassen; sie können gelegentlich als unglücklich, doch seltsamerweise nicht als unfruchtlich gelten.

Dies eingewurzelt durch die Gewohnheit der Jahrhunderte ist der Sittenbegriff des Erbes, und so hat die Welt nicht gefühlt, daß längst die Substitution (Ersetzung)

des Ormbes eingetreten ist und die Voraussetzungen verschoben hat.

Diese Ermüdung genügt, um uns zu versichern, daß unter den unantastbaren, jeder Kritik entzogenen Gütern der Menschheit der Sittenbegriff der Güter- und Machtverteilung seinen Platz findet. Er mag uns genötigt und vertraut sein; sakrosanct (unantastbar) ist er nicht, sondern lediglich eine vorherrschende, ungeprüft hingenommene ethnologische Eigenart. Seine Grundlagen haben sich verschoben, seine Folgerungen führen zur Antinomie (Havermust).

An diesem Sittenbegriff aber hängt das ganze Wesen unserer gesellschaftlichen Schichtung, die ganze unveränderliche, leblose Konstanz der nationalen Kräfteverteilung. Das lebendige Auf- und Niedersteigen des Lebens, das die Natur beherrscht, der organische Wechsel dienender und bestimmender Glieder, das spendende Spiel der goldenen Eimer erstarrt vor dieser Schicksalsmacht der Geschlechter, die Menschheit ist. Sie verurteilt den Proletariat zu ewigem Dienst, den Reichen zu ewigem Genuß. Sie bildet die Verantwortung auf den Rücken, der sie verleiht, und erstickt die Schöpfkraft des Unverbrauchten, der die Verantwortung erhebt.

Und an einer anderen Stelle seines Buches konstatiert Rathenau:

„Deute leben wir, wirtschaftlich betrachtet, in der gesamten zivilisierten Welt unter der Herrschaft einer gewaltigen Plutokratie, die in einzelnen Staaten sich der gesamten politischen Gewalt, der Bestimmung über Recht und Verfassung, über Krieg und Frieden bemächtigt hat, in andern den unmittelbaren politischen Einfluß mit herkömmlichen Mächten teilt, während die im Arbeitsaufbau der Länder schrankenlos best. Plutokratie ist Gruppenherrschaft, Oligarchie, und von allen oligarchischen Formen die verwerflichste, denn sie ist an keine ideale Anschauung gebunden.“

Das ist eine scharfe Kritik an dem bestehenden Unrecht, die allerdings nicht neu und unerhört ist und namentlich von sozialdemokratischer Seite, aber hier und da auch von bürgerlichen Politikern geübt wurde. Neu ist der Kritiker in einer überragenden Stellung, wie sie Rathenau einnimmt und zum Teil neu sind auch die von ihm gemachten Reformvorschl.äge, die er in vier Abschn. (Zusätzen) formuliert:

1. Der Gesamtertrag menschlicher Arbeit ist zu jeder Zeit begrenzt. Verbrauch, wie Wirtschaft überhaupt, ist nicht Sache des einzelnen, sondern der Gemeinschaft. Aller Verbrauch belastet die Weltarbeit und den Weltvertr. Zug und Abperrung unterliegen dem Gemeinwillen und sind nur soweit zu dulden, als die Stillung jedes unmittelbaren und alten Bedarfes es zuläßt.

2. Ausgleich des Besitzes und Einkommens ist ein Gebot der Gerechtigkeit und der Wirtschaft. Im Staate darf und soll nur einer ungenügend reich sein: der Staat selbst. Aus seinen Mitteln hat er für Befriedigung aller Not zu sorgen. Verschwendung der Einkünfte und Vermögen ist zulässig, doch darf sie nicht zu einseitiger Verteilung der Macht und der Genußrechte führen.

3. Die heutigen Quellen des Reichtums sind Monopole im weitesten Sinne, Spekulation und Erbschaft. Der Monopolist, Spekulant und Großerbe hat in der künftigen Wirtschaftsordnung keinen Raum.

4. Beschränkung des Erbes, Ausgleich und Hebung der Volkserziehung sprengen den Abschluß der Wirtschaftsklassen und vernichten die erbliche Aneignung des untersten Standes. Im gleichen Sinne wirkt die Beschränkung luxuriösen Verbrauches, indem sie die Weltarbeit auf die Erzeugung notwendiger Güter verweist und den Wert dieser Güter, gemessen am Arbeitsvertr., ermäßigt.

Diese Reformvorschl.äge sollen durch folgende Mittel verwirklicht werden:

1. Das nächstliegende Mittel zur Regelung des Verbrauchs ist ein ausgebreitetes, teilweise bis an die Grenze der Prohibition getriebenes System von Zöllen, Steuern und Abgaben auf Luxus und übermäßigen Verbrauchsgenuß.
2. Dem Ausgleich der Vermögen dienen die bekannten Einrichtungen der Vermögens- und Einkommensbesteuerung; jedoch nicht wie bisher in dem Sinne einer Restquell für den Staat, mit Bangen auferlegt und mit Unmut entrichtet, sondern vielmehr als Anreizmittel dafür, daß oberhalb eines bürgerlichen Auskommens der Erwerbende nur bedingter Mitbesitzer des Erworbenen ist, und daß es dem Staate freisteht, von diesem Ueberschuß ihm so viel oder so wenig zu belassen wie er will.
3. Der Kampf gegen private und persönliche Monopole ist eine Forderung, die nur gemeinnützig und nachdrücklich anzuerkannt zu werden braucht, um in jedem Einzelfalle ihre gesetzliche und geschäftliche Handhabe zu finden.
4. Oberhalb einer mäßigen Vermögensgrenze gehört jeder Nachlaß dem Staat. Die allmähliche Ueberleitung zum staatlichen Heimfall des Erbes bildet die wünschende, nach Umfang und Verwandtschaftsgrad hochgestaffelte Besteuerung; der Ausfall des Erbansalles außerhalb des engsten Familienkreises sollte sobald als möglich beseitigt werden.

Die Wirkungen auf das Leben der Nationen werden dann sein:

1. Produktion und Wohlstand des Landes müssen steigen, denn es wird Vergeudung ausgeschaltet, überflüssige Produktion auf nützliche Produktion umgestellt, Mühsamkeit beseitigt, und verfügbare Kraft zu geistiger und materieller Produktion herangezogen, freier Wettbewerb und private Unternehmungskraft erhalten, die Verantwortung in die Hände der sittlich und geistig Befähigten gelegt.
2. Die Ansammlung übermäßigen und toten Reichtums wird verhindert.
3. Die starke Ueberladung der Stände wird verflüssigt; an die Stelle hausend tragender und hausend lebender

Glieder tritt lebendige Bewegung und organische Auf- und Niedersteigen.

4. Somit wächst die Macht des Staates, seine materielle Stärke und seine ausgleichende Kraft, und gleichzeitig entfaltet sich gleichmäßig mittlerer Wohlstand, der alle Stände durchdringt, Klassenengüsse ausgleicht und die Nation zur höchsten denkbaren Entfaltung ihrer geistigen und wirtschaftlichen Kräfte führt.

Das wäre eine sehr radikale bürgerliche Gesellschaftsreform, durch die zweifellos viele Mißstände, unter denen heute die Masse des besitzlosen und arbeitenden Volkes schwer zu leiden hat, beseitigt würden. Aber die Grundgesetze der kapitalistischen Gesellschaft selbst, das Privateigentum an den Produktionsmitteln, die privatkapitalistische Wirtschaft, greift Rathenau nicht an und somit will er nur halbe Arbeit leisten, womit er sich im Gegensatz zur Sozialdemokratie befindet. Dauernde Besserung für alle kann nur der Sozialismus bringen!

## Wiederbeitritt entlassener Seeresangehöriger zur Krankenversicherung.

Ueber diesen Gegenstand lief vor kurzem durch die Parteipresse eine Notiz, die in nicht ganz zutreffender Weise die Rechte der Kriegsteilnehmer an die Krankenversicherung schildert. Es ist dabei übersehen worden, daß die Bundesratsverordnung vom 16. November 1916 eine wesentliche Erweiterung dieser Rechte gebracht hat. Die gegenwärtige Rechtslage ist folgende: Jedes Kassenmitglied ist berechtigt innerhalb drei Wochen nach Beendigung der Beschäftigung der Krankenkasse zu erklären, daß es weiter Mitglied bleiben wolle, und zwar ist bei Versicherungs-pflichtigen die Versicherung auch in einer niedrigeren Stufe als der bisherigen zulässig. Diese Vorschrift gilt auch für Kassenmitglieder, die zum Seeresdienst eingezogen werden. Wer bei der Einziehung zum Seeresdienst bereits freiwilliges Mitglied einer Krankenkasse war, kann die Versicherung in der gleichen Stufe ebenfalls fortsetzen. Wer die Mitgliedschaft nicht freiwillig fortsetzt, hat innerhalb drei Wochen nach dem Ausschneiden aus der Beschäftigung noch Anspruch auf Rassenleistung. Für Kriegsteilnehmer gilt dies auch, falls sie im Ausland (bestenfalls Feindesland) krank oder verunmündet werden oder sterben. Nach Ablauf dieser drei Wochen entsteht für die ehemaligen Kassenmitglieder erst dann wieder die Möglichkeit, Ansprüche an die Krankenkasse zu erwerben, wenn sie in die Heimat zurückkehren. Als Rückkehr in die Heimat ist aber nicht der übliche kurze Urlaub anzusehen, der den Soldaten gewährt zu werden pflegt. Rückkehr in die Heimat bedeutet vielmehr einen länger dauernden Aufenthalt am Orte, an dem der Kriegsteilnehmer deponiert ist, oder an dem er sich vor der Einziehung zum Seeresdienst längere Zeit aufgehalten hat. Als Rückkehr in die Heimat gilt insbesondere die Entlassung aus dem Seeresdienst wegen Dienstunfähigkeit.

Jeder in die Heimat zurückgekehrte Kriegsteilnehmer hat nach der Bundesratsverordnung vom 16. November 1916 das Recht, innerhalb sechs Wochen der Krankenkasse, der er vor der Einziehung angehört hat, wieder beizutreten. Die Krankenkasse hat weder das Recht, den sich Wiederkommenden ärztlich untersuchen zu lassen, noch kann sie ihre Leistungen verweigern wegen einer Krankheit, die beim Wiedereintritt bereits bestand.

Von diesem Rechte, in die bisherige Krankenkasse wieder einzutreten, haben auch bereits viele Kriegsteilnehmer Gebrauch gemacht. Wer nach einer schweren Verwundung aus dem nach Ansicht der Militärverwaltung abgeschlossenen militärischen Heilverfahren als dienstunfähig entlassen wird, kann sich bei seiner Kasse melden, und falls er der Meinung ist, daß sein Leiden noch weitere Heilbehandlung erfordert, die Behandlung auf Kosten der Kasse fordern. In der Regel wird die Krankenkasse die Wiederaufnahme einer Heilbehandlung durch die Militärbehörde bei dieser beantragen. Die Krankenkasse hat aber, falls Arbeitsunfähigkeit vorliegt, Krankengeld zu gewähren. Besonders häufig ist der Fall, daß sich das Leiden (z. B. bei chronisch Kranken) nach kurzer Zeit nach der Entlassung aus dem Seeresdienst wieder verschlimmert und völlige Arbeitsunfähigkeit hervorruft. Auch dann hat der Kriegsteilnehmer die schon erwähnten Ansprüche an die Kasse.

Die freiwillige Weiterversicherung der zum Seeresdienst Eingezogenen ist mit Rücksicht auf die erheblichen Ansprüche, die der Kriegsteilnehmer sich und seiner Familie dadurch sichert, zu empfehlen. Der größte Teil der Kriegsteilnehmer hat jedoch die Weiterversicherung verabsäumt. Nach der Rückkehr in die Heimat wird er trotzdem des Schutzes der Krankenversicherung nicht entbehren, sofern er sich nur rechtzeitig anmeldet. Diese Rechtslage wird, namentlich bei der Beendigung des Krieges und der Rückkehr der Truppen, von großer Bedeutung werden.

## Demokratie.

Die demokratische Staatsform ist die grundlegende Forderung der Sozialdemokratie an den bürgerlichen Staat der Gegenwart. In die Demokratie geht der Kampf in den Organismen der Arbeiterklasse. Demokratische Selbstbestimmung ist eine der Parolen, unter denen sich die Ausenemderung der jungen proletarischen Jugendbewegung mit der alten vollzieht.

Was versteht man unter Demokratie? Das Wort griechisch entlehnt Wort bedeutet Volksherrschaft. Eine demokratische Staatsverfassung sieht man dort als gegeben an, wo der Wille des Volkes sich in der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates, in seiner gesamten Politik durchzusetzen vermag. Das wäre eine allgemeine Bestimmung des Begriffs Demokratie. Aber diese Bestimmung läßt Raum für die verschiedensten Auffassungen vom Wesen der Demokratie. Zugleich hat der Begriff von der Demokratie in der Geschichte grundlegende Wandlungen durchgemacht. Demokratie ist also kein bestimmter schaumreicher Begriff, sondern beständiger Bedingungen unterworfen.

Im schärfsten Gegensatz steht die Demokratie zum Absolutismus, der unbeschränkten Beherrschung des Volkes durch einen Monarchen, wie er sich im Jansenismus bis zur ersten russischen Revolution erhalten hatte und seitdem nur in geringerer Maße zurückgedrängt worden war. Zwischen Absolutismus und Republik gibt es eine Menge Zwischenstufen. England ist eine Monarchie, und doch wird es als Demokratie angesehen, weil der britische König keine politische Gewalt hat, diese vielmehr durchaus in den Händen des Parlaments liegt. Dagegen ist das Deutsche Reich sicherlich keine Demokratie. Der Reichstag ist in seiner Macht stark eingeengt. Er hat nur das Recht, über die Steuern und Reichseinkommen und die Gesetze zu entscheiden, die ihm vom Bundesrat, der Vertretung der einzelstaatlichen Regierungen, nicht der Landtage, vorgelegt werden; der mit größeren Rechten ausgestattete Bundesrat ist vollkommen unabhängig vom Reichstag. Er hat die Ausführung der Gesetze, die Anstellung der Beamten, die gesamte Verwaltung in den Händen. Für den Bundesrat ist der Reichstag zwar ausführendes Organ. Er ist dem Reichstage verantwortlich. Aber diese Verantwortlichkeit steht nur auf dem Papier der Verfassung. Der Reichstag kann vom Reichstage nicht zur Verantwortung gezogen werden. Er ist nicht zu stützen. Der Kaiser ermannt ihn und kann ihn nach eigenem Willen entlassen ohne die Volksvertretung zu fragen. Ebenso wenig hat die Volksvertretung in der Frage ob Krieg oder Frieden zu entscheiden. Dieses Recht von gewaltigster Bedeutung haben allein Kaiser und Bundesrat.

Gegenüber diesen Zuständen fordert die Demokratie die Aufsicht und Leitung der Verwaltung durch die Handhabung der Herrschaft, durch das Recht der Volksvertretung, die Minister zu ernennen und abzusetzen und die Minister vor einem besonderen Gerichtshof wegen ihrer Amtsführung zur Verantwortung ziehen zu können.

In England sehen wir diese Forderung erfüllt, weshalb auch England als wahrhaft demokratischer Staat gepriesen worden ist. Selbst Sozialdemokraten haben sich für die „reine Demokratie“ Englands begeistert und Lebedour hat sie in den großen deutschen Verfassungskämpfen immer wieder als glänzendes Muster hingestellt. In Wirklichkeit haben wir in England nur eine Parlaments- aber keine Volksherrschaft. Die Rique, die die Parlamentsmehrheit hinter sich hat, leitet die Staatspolitik und die Verwaltung. Aber Parlamentsmehrheit und Volksherrschaft brauchen dabei durchaus nicht übereinzustimmen. England hat nämlich ein Wahlrecht, das durchaus aus dem Fortkommen beruht an dem immer nur beruht worden ist, und das nach Delbrück etwa 4 Millionen Männer überhaupt ausschließt, während es einer halben Million ein mehrstimmiges Stimmrecht gibt.

Erst das allgemeine gleiche Wahlrecht für alle Grundbesitzer würde die Demokratie sichern. Amerika, Frankreich, die Schweiz und andere Staaten haben dieses demokratische Wahlrecht, abgesehen vom Wahlrecht der Frauen, das in einigen nördlichen Ländern eingeführt, in Rußland noch in Aussicht genommen ist. Das Deutsche Reich hat nur den Reichen nach ein gleiches Wahlrecht. Da z. B. der Wahlkreis Lettow-Berestom 340 000, der Wahlkreis Lauenburg aber nur wenig über 10 000 Wähler zählt, so haben die Lauenburger ein 34000-faches Wahlrecht gegenüber jenen. Bei Gründung des Reiches waren die Wahlkreise gleich, inzwischen hat die wirtschaftliche Entwicklung die Demokratie gerade zum Nutzen der rückständigen Kreise über den haufen geworfen.

Am schärfsten ist die Demokratie in der Schweiz ausgebildet, wo das Volk durch allgemeine Abstimmungen über die wichtigsten Gesetze selbst entscheidet. Die Schweizer Verfassung würde dem Ideal einer Demokratie mit der Staatsform der Republik, allgemeinem und gleichem Wahlrecht, Gesetzgebung und Wahl der Richter und Beamten durch das Volk, uneingeschränkter Kontrolle der Verwaltung durch die Volksvertretung am nächsten kommen.

Nun besteht vielfach die Auffassung, daß mit einer wirklichen Demokratie unsere Ziele im wesentlichen erreicht worden seien, zum mindesten für die Demokratie die Gewähr für eine ruhige feste Entwicklung zum Sozialismus gegeben. Dort wo nicht eine bevorrechtigte Klasse die breiten Volksmassen entrechtet und unterdrückt, mußte sich auch die soziale Gerechtigkeit durchsetzen. Das klingt sehr einleuchtend, aber die Tatsachen widersprechen dem. Wir sehen in England eine imperialistische Rique in der Macht, die das Volk besovmündet und in die furchtbaren weltpolitischen Konflikte hineintreibt, ganz wie in anderen Ländern auch. In Amerika beherrscht und forumpiert das verachtete Trustkapital die Staatsverwaltung. Die freie Schweiz schickt ihre Volkswehr gegen streitende Arbeiter, mobilisiert unter Billigung durch den Volkseigenen.

Wie sind solche Ungerechtigkeiten möglich? Betrachtet man die Verhältnisse in jenen Staaten näher, in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten. Die Schweizer Demokratie ist ein Gebilde unantastbarer Machtvollkommenheit.

...demokratische ...

...demokratische ...

...demokratische ...

Aus dem Reichstage.

Der Reichstag tagt ratenweise ...

Die Sitzung vom 2. Mai eröffnete ...

...Reichstag ...

Beim Anlauf des Hotel Cumberland ...

Reil polemisierte gegen den Nationalliberalen ...

Zum Etat über den allgemeinen ...

...Waffen aus den ärmeren Volksteilen ...

Beim Posten forderte Fürsten ...

Der Etat der Reichseisenbahnen ...

Ueberwachungsausschuss der Schuhindustrie.

Bekanntmachung.

Betrifft Verarbeitung von zweitheiligen Sohlen.

In letzter Zeit wurden uns von Schuhhändlern ...

Die zusammengesezte Sohle muß derart angeordnet ...

Am sowohl das Publikum, als auch die Händler ...

Ueberwachungsausschuss der Schuhindustrie.

Ueber die Teuerungszulage im Baugewerbe

wurde am 26. April im Reichsamt des Innern ...

**Wollen, wo die Gewerbetage bereits geschlossen sind.** Ein solche Befehle soll bestimmt zu erwarten sein, so daß die Beweinung im Gewerbe als gesichert zu betrachten ist.

## Gewerkschaftliches.

### Aus der Textilindustrie der Oberlausitz.

Seit Anfang des Jahres haben sich die Oberlausitzer Textilarbeiter an die Regierungsbehörden, sowie an die Handelskammer von Jittau mit Eingaben gewandt, um gemeinsam mit ihrer Organisation bestimmte Mindestlöhne festzusetzen, damit den Textilarbeitern wenigstens ein gewisses Existenzminimum garantiert wird. Das Verlangen ist um so berechtigter, als die Textilarbeiter infolge der Eigenart ihrer Industrie — es kommen fast ausschließlich und heute fast ausschließlich aus den Nachbarländern als Kohlenlieferanten in Frage — besonders stark unter den Bedingungen des Krieges gelitten haben. Es kommt noch hinzu, daß die Ostbeiden jetzt dazu übergehen, denjenigen Arbeitern, die als vollbeschäftigt angesehen werden, die Unterstützung aus der Textilarbeiterfürsorge zu entziehen, ohne Rücksicht auf die Höhe des verdienten Lohnes.

Nach einer im Jahre 1913 durch den Textilarbeiterverband ausgenommenen Lohnstatistik bewegen sich die Wochenlöhne in den Orten Großschönau, Neugersdorf, Ostritz, Reichenau und Jittau für Weber zwischen 13,32 und 19,09 Mk., für Weberinnen zwischen 10,53 und 13,14 Mk. Abgesehen von recht geringen Erzeugungssteigerungen, haben sich die Textilindustriellen nicht dazu aufschwingen können, die Löhne zu erhöhen.

Wie jetzt bekannt wird, hat das sächsische Ministerium des Innern der Handelskammer in Jittau mitgeteilt, daß ihm verschiedentlich Klagen darüber zugegangen seien, daß die Unternehmungen, die den ganz oder teilweise arbeitslos gewordenen Textilarbeitern und Arbeiterinnen aus öffentlichen Mitteln gewährt werden, dahin geführt haben, daß Unternehmer den bei ihnen noch beschäftigten Arbeitern unangemessen niedrige Löhne zahlen und sie wegen der zum nötigen Unterhalt fehlenden auf die Textilarbeiterfürsorge verweisen. Die vom Ministerium des Innern angeforderten Ermittlungen haben ergeben, daß ein solches Vorgehen tatsächlich in einer immerhin nicht unbedeutenden Zahl von Fällen eingeschlagen worden ist. Um dem entgegenzuwirken, hält es das Ministerium für angebracht, eine Anordnung der zuständigen Stellen dahin herbeizuführen, daß in der Textilindustrie und ihrer Nebengewerbe, für die die Textilarbeiterfürsorge besteht, bestimmte Mindestlöhne gesetzlich werden müssen. Diese Mindestlöhne müssen so hoch sein müssen, daß bei einer 10 stündigen Arbeitszeit ein voll arbeitsfähiger und tätiger Arbeiter so viel verdienen kann, wie 12 vom Hundert der Textilarbeiterunterstützung des Betriebsortes für jede Arbeiterklasse betragen.

Das Ministerium verlangt dann eine gutachtliche Ratschlagung der Kammer, ehe es weitere Schritte in dieser Frage unternehmen wolle. Notwendigerweise mußte sich die Handelskammer damit beschäftigen. Der Berichtserichter hierzu führte aus: „... er würde es nicht glauben, daß es solche Arbeitgeber gäbe, aber die Klagen seien untersucht und bestätigt worden. Ein Vorgehen mit neuen Verweisen nach dem Vorschlage des Ministeriums halte er aber deshalb doch nicht für nötig, da es sich doch nur um Abnahmen handeln könne. Zunächst handle es sich um Heeresaufträge. Die Auftraggeber erteilen aber die Aufträge unter der Voraussetzung, daß die örtlichen Löhne bezahlt wurden. Das genügt, wenn die Kontrolle nicht versäumt werde. Bei Massenartikeln für das Heer würden allerdings nicht die höchsten Löhne gezahlt; das liege aber an dem System der Auftragserteilung, indem Bewerber um Aufträge, die zu niedrig gerechnet hätten, bei ihren Angeboten festgehalten werden. Bei einigen bestimmten Artikeln könnten die Löhne vorgeschrieben werden. Aber dagegen erheben sich auch Bedenken wegen der örtlichen Verhältnisse. Der eine Fabrikant verdiene noch gut, während der andere mit dem Preis nicht auskomme.“ — Die Kammer war der Ansicht, daß es bei den örtlichen Löhnen bleiben könne, nur müsse die erforderliche Kontrolle angefügt werden.

Wie schon oft, müssen auch in diesem Fall die Arbeiter darunter leiden, daß die militärischen Verteilungsstellen den Unternehmern zu viel Vertrauen entgegenbringen und sich mit der Zusicherung der Zahlung örtlicher Löhne begnügen. Was die Unternehmer als örtlich ansehen, ist weiter oben dargestellt. Das sind so niedrige Löhne, daß nicht angenommen werden kann, das sächsische Ministerium des Innern werde sich von seinen Vorhaben — Mindestlöhne zu verlangen — abbringen lassen.

Der Berichtserichter der Handelskammer gibt ja selbst zu, daß bei einigen bestimmten Artikeln die Löhne vorgeschrieben werden könnten. Wir sind der Ansicht, daß sich für alle Artikel, zum mindesten für Heeresaufträge von vornherein unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse, die aber nur in der technischen Verschiedenheit der bei der Herstellung eines und desselben Artikels angewandten Maschinen, ihre Begründung finden können — feste Löhne ansetzen werden können.

Die Oberlausitzer Fabrikanten brauchen nur die Verteilung der Aufträge zu zentralisieren, unter Mitarbeit des Textilarbeiterverbandes die Löhne festzusetzen und die vermittelte Kontrolle der einzelnen Betriebe ist ohne weiteres gegeben.

## Aus unserem Beruf.

20 Prozent Dividenden verteilt die Aktien-Schuhfabrik vorm. Wegemann in Burgkumbach an ihre Aktionäre. Der Gesamtgewinn beträgt 529 811,05 Mk., der Reingewinn 231 386, 17 Mk., aus dem die Aktionäre 100 000 Mk. erhalten und außerdem 68 306, 17 Mk. auf neue Rechnung vorgelagert werden, mit denen aber weitere 15 Prozent, somit insgesamt 35 Prozent Dividenden an die Aktionäre hätten ausbezahlt werden können. Beispielen sind in die Bilanz „nur“ 10 Prozent Dividenden mit 50 000 Mk. eingesetzt, dazu kommt aber ein sogenannter „Bonus“ oder „Gutschein“ mit weiteren 50 000 Mk., die aber nichts anderes als ebenfalls Dividenden unter anderem Namen sind. Für Arbeiterunterstützungszwecke wurde die gesamte Summe von 11 000 Mk. bewilligt, während für Löhne und Gratifikationen 15 500 Mk. entrichtet wurden. Die Aktionäre haben in dieser Hinsicht eine glänzende Goldquelle, sind aber auch die Lohnverhältnisse für die Arbeiter bedauerlich.

Der Wettkampf an Schuhwaren in Pirna. Aus der pfälzischen Schuhmetropole wird berichtet, daß vor dem 20. April, mit welchem Tage der freie Verkauf von Schuhwaren ausbricht, ein wahrer Ansturm von Schuhläufern auf Schuhfabriken und Schuhgrößenläden stattfand, nachdem vorher aus allen Teilen des Reiches Käufer massenhaft eingetroffen, von denen alle Hotels voll überfüllt waren. Auf dem Hauptpostamt waren dann ganze Berge von Schuhpaketen, deren Zahl auf ca. 10 000, wie früher in den besten Tagen vor Ostern, geschätzt wurde.

Noch immer nicht zufrieden sind die Berliner Schuhmachermeister mit den Reparaturpreisen, über die in einer Verkündung bitter geklagt wurde. Der behördlich festgesetzte Preis für Reparaturen sei angesichts der „hohen Löhne“ und hohen Lederpreise viel zu niedrig, so daß die kompetente Behörde um Erhöhung dieser Preise ersucht werden soll. Den Meistern wurde empfohlen, sich die kleinen „bis her unangenehm ausgeübten“ Ausbesserungen bezahlen zu lassen. Auch über die ungenügende Versorgung der Schuhfabriken vor den Schuhmachermeistern bei der Lederunterstützung wurde geklagt.

Klagen über schlechte Sohlenleder. Der Verband der bayerischen Schuhmachermeister beklagte sich bei der Regierung in München, daß das bischen, ihnen zugewiesene Leder auch noch teilweise minderwertig sei. Die Lederhersteller würden sich nicht um die Sohlenverhältnisse der Kriegsbefehlshänger kümmern und wüßten, daß die Regierung sollte dagegen Abhilfe schaffen und wenigstens die Wiederhergabe der Sohlenverhältnisse herbeiführen. Die darauf erfolgte Antwort der Reichsleder-Handelsgesellschaft bestritt die erhobenen Beschwerden nicht, ludte aber, sie abzuwenden und schließlich stelle sie die Befreiung von großen Mengen Holzjohlen in Aussicht.

30 Prozent Preissteigerungen für Holzschuhe sollten sich die Händler. Die Preisprüfstelle hat diesen unerschämten Gewinn als unzulässig erklärt, da ja der Ausschlag für Lederhülle nur 25 Prozent im Maximum betragen darf.

Preis für Gummisohlen. Die Erzeuger-Gesellschaft m. b. H. hat die Preise für Erzeugnisse aus Gummi auf 5,50 Mk. per Kilogramm für die eine Qualität ohne Einlage und Unterlage und für eine andere Qualität mit solchen auf 8 Mk. festgelegt, was die Großhändler 10 Prozent und die Kleinhandlung 20 Prozent zuzuschlagen dürfen. Gummisohlen, Gummiecken und gefornnte Gummisohlen dürfen nicht mehr hergestellt werden. Soweit dieselben im Handel sind, ist selbstverständlich der Beirerkauf dieser Artikel gestattet.

**Neuer Katalog** (ca. 170 Abbildungen) über **Schuhmacher-Werkzeuge** (soeben erschienen). — Versand gratis und franko. — E. Wöhl, Berlin, Lothringersstraße 83.

**Handstanzmesser**  
Größe I 8,00 Mk. — II 7,50 Mk. — III 6,50 Mk.  
Fernruf 590 Amt Oblige.  
Theo Breuer, Merseburg b. Colligen.

**Ein Schuhmachergehilfe**  
für gute Arbeit gegen hohen Lohn gesucht.  
B. Schütte, Oldenburg i. Gr., Gertrudenstraße.

**Nachruf.**  
Infolge einer Operation verstarb im Lazarett unser Kollege  
**Otto Hohmann.**  
Ruhe ihm die Erde leicht sein!  
Die Zahlstelle Braunschweig.

**Bekanntmachung.** Die Schuhfabrikanten in Mannheim die in zahlreichen Städten nicht weniger als 39 Filialgeschäfte betreiben, hatte Schuhe mit 200 bis 300 Prozent Gewinn verkauft, so z. B. solche, die sie mit 8 Mk. 12 Mk. und 14 Mk. per Paar bezahlt hatte, für 24, 28, 32 und 36 Mk. Schuhhändler als Sachverständige übertrug sich vor Gericht zurückhaltend, aus Solidarität natürlich, nur beweist, daß sie sich nicht eignen für diese Aufgabe. Das Mannheimer Landgericht verurteilte die Schuhfabrikanten zu 3 Monaten Gefängnis und 120 000 Mk. Geldstrafe, die Doppelt des mutmaßlichen Verkaufspreises. Die Verurteilung hatte in den Jahren 1914, 1915 und 1916 einen Umsatz von 4 400 000 Mk. erzielt und zuletzt ein Jahresergebnis von 185 000 Mk. erzielt. Wo bleiben da die Brotarter der Schuhindustrie mit ihren beschleunigten Schritten die doch die Schuhe erst herstellen!

**Schlichtung wegen Schuhwaren.** In Mannheim ist dem Schuhhändler Edmund Weiß vom Generalstaatsanwalt in Rastatt der Schuhhandel „wegen Inanspruchnahme“ verboten worden.

Den Betrieb einstellen wegen Mangel an Leder mußte die Schuhfabrikfirma Jutzal u. Sohn in Buxen (Württemberg) seit 30 Jahren besteht und in der Ertragszeit 200 Arbeiter beschäftigte.

Einen Handelsbund von Schuhfabrikanten haben holländische Schuhfabrikanten in Leburg gegründet, um die Schuhpreise niederzuschlagen oder hochzutreiben, das wird nicht gemeldet.

17 Prozent Dividenden erhalten die Aktionäre der englischen Schuhfabrikation Freeman, Hardy u. Mills in Leicester. Daraus herrscht gewiß auch große und aufwändige Freude am Krieg, der noch recht lange dauern und weitere reiche Gewinne bringen möge!

## Bekanntmachungen des Zentralvorstandes

Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß für diese Woche vom 14. Mai bis 20. Mai der 20. Wochenbeitrag fällig ist.

Nachfolgend verzeichnete Mitglieder wurden als verloren gemeldet und hiermit für ungültig erklärt:

Georg Wasmann, B.-Str. 29/30, eingetretten am 28. April 1907 in Eschwege.  
Erdmann Schütt, B.-Str. 38/40, eingetretten am 18. September 1909 in Straßburg.

München, den 12. Mai 1917.

Der Vorstand.

**Ehrentafel**  
für unsere im Felde gefallenen Mitglieder

Frankfurt a. M. Engelbert Rehm, gefallen.  
Bln. Heinrich Reitelbach, 33 Jahre alt, gefallen.  
Siebenteln. Emil Reintz, gefallen.

## Sterbetafel.

Johannes Led, 60 Jahre alt, gest. am 10. Mai in Neustlingen.

**Lezten Gruß**  
unserem Kassierer  
**Richard Knoth,**  
welcher im April plötzlich an Lungenerkrankung verstarb.  
Wir werden dem treuen Verbandmitgliede ein ehrendes Gedenken bewahren.  
Die Zahlstelle Leipzig.

**Nachruf.**  
Wiederum verloren wir auf dem Schlachtfelde ein treues Mitglied, den Kollegen  
**Paul Freidrich.**  
Fernes entzieht uns der Tod den Kollegen  
**Karl Heiser.**  
Wir betauern mit den Angehörigen den schweren Verlust und werden ihr Andenken stets in Ehren halten.  
Die Ortsverwaltung Burg.

**Anzeigen** finden im „Schuhmachersfachblatt“ weiteste Verbreitung!

# Beilage zum Schuhmacher-Fachblatt Nr. 20.

## Für unsere weiblichen Mitglieder.

### Mädchen und Mann.

Die nachstehenden Artikel entnehmen wir dem sehr wertvollen „Mädchenbuch“ von Adelheid Popp (Verlag der Wiener Reichsbuchhandlung). Das Schriftchen können wir zur Anschaffung empfehlen.

Das Mädchen aus dem Volke empfängt in seiner Jugend nicht die Erziehung, wie sie Mädchen aus wohlhabenden Kreisen zuteil wird. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Erziehung der reichen Mädchen ein Vorbild bedeute. Oft ist es nur äußerer Anstrich, wogegen die Bildung ausbleibt. Herz und Geist aber sind in Wahrheit ungepflegt. Das reiche Mädchen hat dennoch viel voraus. Bis ins höhere Alter wird es behütet und bewacht. Man begleitet es in die Schule, in das Theater und zum Tanz. Selbst bei Spiel und Sport ist die Erzieherin oder die Mama gegenwärtig, um jedes Wort zu überwachen. Arbeiterstöchter sind sich selbst überlassen. Schullos gehen sie zur Schule und wieder heim, schulflos und unbesüßelt treten sie in den Beruf. Mädchen der Arbeit gehen ihrer Beschäftigung nach und überall, sei es im Laden oder im Komptoir, im Salon oder in der Fabrik, überall kommen sie mit Männern zusammen, sei es mit den Chefs, mit den Angestellten oder mit den Arbeitkollegen. Die Männer aber leben in dem Mädchen, und sei es noch so jung, setzen die Arbeiterin oder Kollegin ein; sie reden mit den Mädchen anders als mit den Kollegen. Manches Wort dringt an die Ohren der jungen Arbeiterstöchter, das ihnen im Anfang, wenn sie es zuerst vernahmen, die Schamröte in die Wangen treibt. Sie werden verlegen, schämen die Augen nieder, versuchen abzumachen, und man laßt sie aus. Die Männer ergötzen sich an dieser Bewunderung, und die älteren Arbeiterinnen, denen es auch nicht so ergangen, die aber jetzt abgehärtet sind, lachen. Sie meinen, so wie es ihnen ergangen ist, muß es jeder ergehen. Die meisten Mädchen aber gewöhnen sich mit der Zeit an die Schamlosigkeit, die sie zuerst verlegt und abgestoßen haben.

Das muß aber nicht so sein, und an euch, an den jungen Mädchen von heute ist es, dies zu ändern. Ihr habt die Pflicht, vorzugehen, damit das arbeitende Mädchen in Zukunft höher gemehrt werde. Wenn eure Vorgesetzten euch verlegen durch ungeschickte Reden, die ihr gewöhnlich noch gar nicht versteht, wenn ihnen ihr nur sieht, daß sie ungeschicklich sind, wendet euch weg. Seid stolz, laßt nicht herab werden die Herren sich sagen: Na, mit der ist nichts, die versteht keinen Spaß. Ganz recht, versteht Späße, die unschicklich und gemein sind, nicht! Versteht sie auch nicht von den Arbeitssachen, behandelt sie so wie die Vorgesetzten, wenn sie in euch nur ein Spielzeug für ihre Epöche erblicken wollen. Alle, die Vorgesetzten und die Arbeiter, werden gar bald merken, daß sie in euch gesellige Mädchen zu achten haben, die höher stehen als man bisher von Arbeitermädchen angenommen hat. Was man euch auch präde, was man euch diese Eigenschaften sind in diesem Falle eine Ehre. Wenn ihr sonst eure Pflicht als Arbeiterinnen tut, wenn ihr treue, hübschere Kolleginnen seid, wo und wann dies erachtet wird, wenn ihr in allen Dingen, die das Arbeitsverhältnis angeht, solidarisches seid, das heißt, wenn ihr euren Kollegen und Kolleginnen bei Schwierigkeiten, bei Ermahnungen für Streiks und Ausparierungen oder für andere Kollegen vertrittet und euer Scherzchen gebet — auf daß auch euch gelassen werde, wenn es notwendig werden sollte — dann wird sich die Achtung für euch erhöhen. Man wird euch dann nicht nur als gute, hübschere Kolleginnen, sondern auch als charaktervolle, tüchtige Mädchen betrachten, die sich in ihrer Ehre nicht neigen, in ihrem Schamgefühl nicht verlegen lassen.

Fürchtet nicht, auch als Ausnahme lächerlich zu machen. Wenn alle, die dieses lesen, danach handeln, wenn ihr es allen bekannten Mädchen zum Besen gebt, dann wird es bald keine Ausnahmen geben, sondern viele, viele Mädchen mit manchen Eigenschaften werden dazu beitragen, daß die Achtung vor ihrem Geschlecht eine höhere werde.

Liebe Mädchen! Nicht wahr, ihr wollt es alle gut haben in der Welt, ihr wollt, daß es auch für die, die arbeiten, schön sei, daß auch ihnen Freude bereitet werden, und nicht nur Sorgen. Nun wohl. Das ist möglich; eine neue Zeit soll kommen, in der auch die Mädchen aus dem Volke mehr lernen können als heute, eine Zeit, in der auch ihnen eine Erziehung werden soll, nicht nur zur harten, mühsamen Arbeit, sondern zum Erkennen und Genießen des vollen Menschenlebens. Gute Sonntagsschule soll nicht ein Werk der nachlässigen Arbeit sein, sie soll nicht abgepart sein von der täglichen Nahrung, sondern sie soll der lebensvollständigen Lohn eures Fleißes, eurer nützlichen Tätigkeit sein. Diese neue Zeit braucht aber neue Menschen, die sie vorbereiten. Ihr nun sollt solche neue Menschen, bessere Menschen werden.

### Dem Fleißigen die Freude!

Welche Sonn- und Feiertagsfrauen sind dem Arbeitermädchen heute bereitet? Manche sitzen daheim und beschäftigen sich mit Handarbeiten. Wieder andere gehen mit Eltern und Geschwistern in rauchige Gasthäuser, wo viel Alkohol getrunken wird, von den Männern oft bis zur Sinnlosigkeit. Was müßt ihr da an Höhepunkt und Gemeinheit annehmen! Was wir für die Arbeitsstätte geraten haben, raten wir auch hier: Duftet im Gasthaus oder beim Ausflug keine Gemeinheit. Zeigt, daß ihr ungebührliche Nebenarten nicht als Unterhaltung und Spaß betrachtet. Ihr werdet bald sehen, daß man dann in eurer Gegenwart zurückhaltender sein wird. Wenn es auch zuerst verächtlich klingen mag, wenn der eine oder der andere geringfügig sagt: Vor der kann man nichts reden, die geringfügig wird sich bald in Achtung wandeln. Tragt euch auch nicht der Anschauung, daß die Trunkenheit, der Rausch bei Männern zu den Früchten des Sonntagsgewinnens gehört. Zeigt weichen Abstoß vor der Trunkenheit empfindet, langsam werdet ihr damit kampfem gegen den Alkohol, der sozial Zerstörung in den Familien anrichtet. Kein Mann trägt es leicht, von jungen Mädchen mit Abstoß betrachtet und gemieden zu werden. Gebraucht nicht viele Worte, aber zeigt durch euer Verhalten, wie ihr über den Alkohol, über die Trunkenheit denkt. Laßt euch nicht bereden, selbst zu trinken, wenn es auch nur ein Glas Bier oder ein Schäl Wein ist. Ihr wirt schon weniger, wenn ihr selbst trinkt und sei es auch noch so wenig, denn dann sagt man, ihr vertragt eben nicht mehr, sonst würdet ihr gerne mehr trinken. Laßt euch nicht einreden, daß man ohne Wein und Bier nicht lustig sein kann. Es gibt in vielen Ländern Laufende tüchtige Männer und ausgezeichnete Frauen, die keinen Tropfen trinken und doch heiteren Gemüts und froher Laune sind. Denkt nur an die Folgen des Alkohols! Wer von euch hat sich noch nicht geschämt, vom Gasthaus oder von der Landpartie neben schwankenden, gröhenden, streulüchtigen Gefährten heimgehen zu müssen. Wenn junge Männer in eurer Gesellschaft sind, so beeinflusst sie. Sagt nicht das alte Lügenwort: „Wer nie einen Rausch gehabt, der ist kein brauer Mann.“ Zeigt, daß ihr den nicht zum Rausch wollt, den ihr einmal betrunken gesehen habt. Macht euren Einfluß geltend, daß die Feste und Vergnügungen, an denen ihr teilnehmt, schöner werden. Wendet euch gegen den Aufenthalt in rauchigen Wirtschaften, wo der Lärm umgeht; für das Geld, das Wein und Bier kosten, kann man auch in Theater, zu schönen Konzerten, zu künstlerischen Veranstaltungen geben. Das sind nicht nur Frauen für die Mädchen. Auch ihr sollt euren Anspruch auf diese edlen Genüsse geltend machen. Da es für den Arbeiter aber nur eines gibt, Alkohol oder edle Vergnügungen, so müßt ihr gegen den Alkohol auch deshalb sein, damit auch und allen, die zu euch gehören, diese wahrhaften Freuden ermöglicht werden.

Aber es gibt noch mehr Freuden! So wie es in Wien schon eine Volksschule gibt und in vielen Städten Arbeiter-Einzelkonzerte, so haben wir auch Touristen- und Turnvereine, um das Wandern in die schöne Natur und den gesunden belebenden Sport zu pflegen.

Und auch für die ruhigen die gern einsam sind, gibt es eine hohe Freude: Bücher. Diese sollen eure besten Freunde sein. Das Lesen ist ein herrliches Bildungsmittel, es vermittelt mannigfache Kenntnisse. Es führt uns in ferne Länder und lehrt uns Land und Leute kennen.

Aber nicht alle Bücher sind gut. Es gibt auch schlechte, schändliche, verdorrene. Wenn der Kopierergewinn zu 100 und mehr hundert auch nicht auf jedes Mädchen schädlich wirkt, so ist doch jedes dieser Bücher schädlich, weil es die Zeit raubt, ein gutes Buch zu lesen. Die klassische Literatur und viele moderne Dichter und Dichterrinnen bieten so überwältigende Schönheiten, daß ihr, die Arbeitermädchen, trachten sollt, viel von ihnen zu lesen. Die Arbeitervereine, die Gewerkschaften, die Volksbibliotheken stellen euch einen unendlichen Schatz an gutem Material zur Verfügung. Hebt diesen Schatz, nicht ihn und ihr werdet reich. Gute Geisteskräfte werden sich regen, ihr werdet nachhaken, was ihr in der Kindheit entbehren mußtet, ihr werdet euch die Jahrgänge aneignen, wie in der Welt zu bedeuten, als euch bestimmt worden ist.

Trachtet die Werke aller jener Dichter und Dichterrinnen zu lesen. Wenn euch auch manches Buch, wenn ihr es zum erstenmal in die Hand nehmt, langweilig oder zu schwer erscheinen mag, bezieht euch und ihr werdet dann reichen Genuß daraus schöpfen.

### Frühlingsunfiten.

Skaun ist der Rainmonat nach den bösen Tagen des diesjährigen April so gnädig gewesen, mit Sonnenhitze und Wärme den Frühlingsreizung zur zu machen, so begreift dem Naturfreund schon auf allen Wegen groß und klein aus

der Gattung Mensch, die nichts besseres im Frühling anzuwenden wissen, als mit seinen köstlichen Gaben Unfug zu treiben. Kaum steht irgendwo eine Pflanze ihr Blütengeflüster durch das Laub am Waldboden, so findet sie auch schon Liebhaber, die sie mit Stumpf und Stiel aus ihrem heimlichen Plätzchen herausreißen. Noch bergen sich die zarten grünen Blättchen der Birke zum größten Teil in den Knospenschuppen, und schon reißt die rohe Hand des Spaziergängers ganze Zweige ab, um sich einen Frühlingsstrauch zu binden. Nun ist gewiß ein frischgrüner Strauch, eine Harndool duftender Belliden etwas Schönes, und manch Auge, dem es nicht möglich ist, die Pracht des Lenzes draußen zu genießen, wird sich an dem jungen Grün erfreuen, manch verzagendes Herz wird neue Hoffnungen aus dem sprichwörtlichen Frühlingstrieb am Birkenzweig, an der Raut, gemähen. Um solchen Leuten, Kranken und Gebrechlichen mag auch der Genuß des Frühlingstrauches gegönnt sein. Aber wie oft wird solch ein Strauch zu Hause nie mehr des Ansehens gewürdigt, weil er nicht mehr ansehnlich bleibt.

Die Blüte dient nur dem kurzen Zeitraum des Lebens der Pflanze. Wird oder Orkiden tragen den Blütenstaub von Blüte zu Blüte, und wenn der Pollen die weibliche Narbe gefunden hat, weilt alsdann alle Blumenpracht dahin. Oft hält sie nur Stunden, selten Tage lang an. Ganz verzögert sich das Warten, wenn die Befruchtung verhindert wird, und das geschieht ja zuweilen, wenn die Pflanze im Wassergrabe hinter den Fenstergehäusen des verschlossenen Zimmers stehen, aber auch dann ist die Zeitspanne der Blüte so kurz, daß der schönste Strauch bald nur noch eine handvoll Dünger darstellt.

Und ebenso ist es mit den sprossenden Blättern an den Zweigen der Sträucher und Bäume. Gar reizend sieht die lichtgrüne Spitze des jugendlichen Blattes aus der Winterhülle der Knospe hervor, aber entweder ist sie bis zur Herbstzeit verweltet, oder sie wächst am Zweige weiter und verliert dabei an Zartheit und Reiz des Aussehens. Bleich und fräulich wird der unackultivierte Trieb und gleicht schon nach kurzem nicht mehr dem schmucken Laubwerk des Waldbaumes.

Aber abgesehen von der mehr oder weniger zweifelhafte ästhetischen Seite mischen sich hierbei noch eine ganze Reihe wirtschaftlicher Fragen mit in das Spiel. Jede Pflanze da draußen im Walde hat ihre Rolle zu spielen, erhalten im Haushalte der Natur. Nicht umsonst spricht man von Pflanzengemeinschaften. Und wäre die Bedeutung der einzelnen Pflanzengemeinschaften hierbei auch noch so gering, vermischt, entbehrt werden kann sie kaum, wenn es sich um das Gedeihen des großen Ganzen handelt. Ob sie den Boden durch schützendes Blattwerk feucht hält, ob sie durch Wurzelstätigkeit den Nährstoffgehalt des Bodens anreichert, ob sie irgend einer Tierform als Nahrung dient, oder ob sie nach ihrem Absterben dem Boden andern Lebensformen den Boden düngt: eine Pflanzengemeinschaft hängt in den Pflanzengemeinschaften von der anderen ab, sie braucht sie notwendig zur eigenen günstigen Entwicklung.

Gewiß kann eingewendet werden, daß von diesen Tausenden lebender Säugetiere ja doch nur einmal eine kleine Zahl übrig bleibt, die zur vollen Reife gebracht. Aber wenn der Mensch nach Pflanzen zum Zwecke des Schmuckes greift, wagt er sich natürlich nicht die kümmernden Wälder, sondern gerade solche, die in der Volkstraft der Entzweiung stehen. Und das bringt eine weitere Gefahr mit sich, daß nämlich mehr oder weniger schnell die Zahl der Blütenpflanzen zurückgeht, weil gerade die gehmtesten und reichlichsten Pflanzen nicht zur Vermehrung kommen.

Aber den Blütenpflanzen des Frühling kommen noch ganz besondere Aufgaben zu. Wenn die Sonne warm zu scheinen beginnt, löst sie die Insekten heraus an die Luft und das Licht, insbesondere die Bienen. Und an dem Bienen bejagen wir ein umgebend hochwertiges Samenzugier, dessen Honigerzeugung nach Kräften erhalten und gesteigert werden muß. Dazu müssen wir aber Kultur spendende Blüten in großer Anzahl haben. Unsere Frühblüher im Berg, Hümmelschäffchen, Walden, Wildrosen und wie sie alle heißen, liefern gerade zu der Zeit, wo nach der Winterpause der Bienenstand dringend neubeliebender Nahrung bedarf, einig das gesündeste Bienenfutter. Und darum soll ihnen Schonung und Schutz angedacht. Von diesem Standpunkt aus ist allein schon das Verbot der Bekürde zu begründen, Weidenbüschen zu schneiden, nur müßte energisch auch im selben Sinne das Verbot der Verkürzung unserer Blütenflora um kurzen Sinnzweigen willen rechtzeitig in die Wege geleitet werden. Die Ausrede, daß nur wenige Blüten jeweils gepflückt werden, kann nicht gelten; denn wer die heimatlichen Ausflüger an Sonntagen beobachtet, wird wahrnehmen Gerechtigkeit haben, wie die ganze Familie mit Kind und Kegel vollbehaftet mit wackelnden Blumen heimwärts zieht. Und die Volksmasse macht dabei keinen Unterschied, ob sie wirklich Insekten oder Pflanzengarten beschleppet. Aus den Blüten erwarfen die Früchte und Samen, und von diesen wird wiederum eine beträchtliche Anzahl in der Wirtschaft gebauht. Die Früchte und Sa-

... nicht unwillig zu Unterwerfung für den künftigen Besatzung  
in Form von Judenschiffen oder Seiten, und wenn sich ihrer  
die Lehmannsunterstützung und die Industrie bedienen  
soll, um massende Stoffe zu erhalten, so ist es natürlich  
möglich große Massen davon zu erhalten.

Wenn schon Bienenhonig sein soll, und ich leugne  
nicht, daß ein Zimmer durch Blumen freundlicher und  
traulicher werden kann, denn man die zu solchen Zwecken  
gezogenen Blumen der Gärtnereien verwenden, die ja eben-  
so regelnd und schon sind wie die wild wachsenden. Und  
niemals darf man vergessen, daß eine Waldblume in ihrer  
Umgebung ein Schmuck ist, an dem sich Hunderte von Vor-  
übergenden erfreuen können, und daß es gerade der  
Standort zu sein pflegt, der aus dem bestbelebten Räumchen  
eine Augenweide macht. Das ist ja auch der Sinn des Hei-  
maats, daß nicht, wie es schon geschehen ist, ganze Bie-  
tenpflanzenfamilien vernichtet und ausgerottet werden, son-  
dern der Bestand erhalten bleiben mag für die kommenden  
Geschlechter.

So gut aber der Ausjäger nicht halt macht vor der  
Blüte, ebenso zeigen sich auch noch andere Vorfälle ge-  
genüber der Blüthenzeit im Frühling. Die Stachelbeeren  
blühen jetzt, und es wird nicht lange dauern, dann können  
die runden Früchte zu schmecken. Da kommt man die Haus-  
frau und besperrt, sie müsse diese Früchte einlösen, so  
lange sie noch nicht die halbe Größe hätten. Das ist nun  
etwas seit alters her so hergebrachter Gebrauch, und es ist  
schwer, davon abzugeben. Aber man muß einmal überzeu-  
gen, was diese vorzeitige Verwendung der unreifen Früchte  
bedeutet. Zunächst ist die vermehrte Gesamtmasse viel ge-  
ringer, als wenn die Früchte ausgereift sind. Eine reife  
Stachelbeere ist drei bis viermal so groß wie eine unreife,  
wie sie zum Einlösen genommen zu werden pflegt. Aber  
sie hat dazu auch noch einen weiteren Vorzug. Die Pflanze  
lehrt hat mir Hilfe der Sonne und chemischer Lebensstätigkeit  
in der Beere Stoffe entstehen lassen, die wir als Nähr-  
stoffe schätzen, nämlich neben aromatischen Körpern und ge-  
ringeren Mengen von Salzen vor allen Dingen Zucker. Ist  
doch der Saft der Beere in wesentlichen eine Zuckersüßung.  
Wenn nun die Hausfrau nicht abwarten will, bis die  
Pflanze in langsamem chemischem Arbeiten diese Stoffe her-  
gestellt hat, so muß sie künstlich den ganzen Vorgang der  
Reifung nachzuahmen suchen. Die Fruchtsäuren überwiegen  
noch in der Jugend, und Zucker ist nur in geringen  
Mengen vorhanden in den Früchten. Deshalb muß die  
Säure „abgesaugt“ werden durch Kochen mit Natron, und  
der lebende Zucker muß ersetzt werden durch einen künstlich  
hergestellten Zuckersaft aus Rübenzucker. So wird, um die  
Frucht genießbar zu machen, die Anwendung von allerlei  
Zusatzstoffen nötig, die der Sommer in der Frucht selbst  
entstehen läßt. Wirklichkeit bedeutet es demnach eine Ver-  
schwendung, die unreife Stachelbeere zu verwenden. Auch  
hier gibt es natürlich Einwände. Am reichhaltigsten Stach-  
elbeerensaft ist ein Auspressen aller dicken Stachelbeeren  
genügend empfindlich, und es ist selbstverständlich in der Ord-  
nung, diese Früchte nicht verloren gehen zu lassen. Aber  
das Auspressen wird meist so farr betrieben, daß kaum  
viel Saft übrig bleibt, für der Reife kommen; denn die  
unreife Stachelbeere ergibt meist einen höheren Marktpreis  
als die reife.

Die Hausfrau wird sagen, nur die jungen Stachelbeeren  
lassen sich haltbar einlösen. Aber das ist nur ein einzei-  
gewisses Vorurteil. Auch die reife Stachelbeere läßt sich  
haltbar machen, wenn sie richtig behandelt wird.

Und wie es mit der Stachelbeere geschieht, so geht es  
mit noch mancherlei andern Früchten und Obstsorten, die in  
halbreifen Zustände zu haltbaren Konderven verarbeitet

werden. In allen diesen Fällen wird Verwässerung mit dem  
solbaren Gute getrieben. Die sparsame Hausfrau wird da-  
rauf bedacht sein, aus den reifen Früchten den größtmög-  
lichen Nutzen zu ziehen. Aber es wird ihr dadurch erspart  
werden, daß eben die unreifen Früchte schon vorzeitig in  
großen Massen auf den Markt kommen. Denn die Haus-  
haltungen, die nicht weiter voraussehen und bei dieser Ge-  
legenheit neu lernen oder umlernen, sind noch immer so zahl-  
reich, daß kaum zu ermarken steht, daß Vernunftgründe  
wirksam sein werden. Deshalb muß eine weisshäutige Be-  
hörde ihr Augenmerk auf diese Verhältnisse lenken. So gut  
wie das Verbot kommen konnte, die Weiden zu plündern,  
so gut kann und muß eine scharfe Verordnung erfolgen, daß  
die Ernte unreifer Obstes, soweit es sich nicht um Maßnah-  
men zur wirklichen Verbesserung der Ernte reifer Früchte  
handelt, strengstens verboten sei. Würden Höchstpreise da-  
für angelegt werden, die wesentlich hinter dem Preise für

**Emile Zola:**  
... Hatte das Lohnflaventum nicht alles ver-  
dorben, alles vergiftet? Aus ihm wuchsen die Wut  
und der Haß hervor: es hatte den Klassenkampf  
entsetzt, den langwierigen Vorkriegsrieg, in  
welchem Kapital und Arbeit miteinander lagen. Am  
feinestwillen war der Mensch für den Menschen zum  
reisenden Wolf geworden, im erbarmungslosen  
Ring des Egoismus, in der entsetzlichen Tyrannie  
einer auf Ungerechtigkeit begründeten Gesellschafts-  
ordnung. Das Elend hatte keine andere Quelle, das  
Lohnflaventum war das bödartige Ferment (der  
Gärstoff), das den Hunger erzeugte mit allen seinen  
fürchterlichen Folgeerscheinungen, dem Diebstahl, dem  
Mord, der Prostitution; es entwürdigte den Mann  
und das Weib, trieb sie zur Empörung, verjagte sie  
aus der Liebe, schleuderte sie als verderbliche und  
gerührende Kräfte mitten in die unbarmerzige Ge-  
sellschaft. Und es gab nur eine mögliche Rettung,  
die Abschaffung des Lohnflaventums, welches ersetzt  
werden sollte durch den neuen Zustand, durch das  
andere, das Erlösnte, dessen Geheimnis sich noch in  
der Zukunft barg.

reifes Obst zurückblieben, so wäre der stärkste Anreiz für den  
Diebster genommen, zur Unzeit seine Ware auf den Markt  
zu bringen. Bileicht würde dann auch die vernünftige  
Kleberlegung bei Händlern und Hausfrauen Platz greifen,  
daß es billiger ist, die Rübenkerne von der Pflanze selbst  
besorgen zu lassen, die das letzte Ende sogar noch besser  
fertig bringt als der Mensch mit den ihm zu Gebote stehen-  
den Hilfsmitteln.

Sicherlich würden mit reifen Früchten weilsam mehr  
Menschen versorgt werden können als mit unreifen. Und  
schon deshalb wäre es rascher — ganz abgesehen davon,  
daß der Zucker fehlt — von der Unreife, die alljährlich wieder-  
kehrt, abzusehen, und die unreifen Früchte zu schonen.  
Wenn dann die Rollen dufien, mag der Blütenstrauch seinen  
Einzug halten und zu gleicher Zeit die Stachelbeere und  
mancherlei ähnliches Obst als natürliches und gesundes Nah-  
rungsmittel dem Haushalt zuführen. Dr. Popitz.

### Liebe Schwester.

Die Nachricht von Baters Erkrankung hat mir viel  
Gorge gemacht und mir waren denn auch wieder recht froh,  
als mir erfahren, daß alles in wenigen Tagen wohlber-  
gangen ist. Wenn ich daran dachte, daß die Eltern wochen-  
oder auch monatslang bei 4 Quart Krankengeld hätten se-  
hen sollen, mein hungern müssen, an ist mir ganz angst ge-  
worden.

Ein kranker Arbeiter auf dem Lande ist wirklich viel  
schlimmer daran, als das liebe Vieh. Der nächste Doktor  
und Apotheker wohnen stundenweit weg und ohne man ihre  
Hilfe in Anspruch nehmen kann, ist oft das Schlimmste schon  
eingetreten. Das braucht auch nicht zu sein. In der Stadt  
haben die Arbeiter viel bessere Kassen als ihr auf dem  
Dorfe, weil sie mehr Rechte haben. Ganz Krankenstellen  
sind schlecht, weil die Bauern nicht zahlen wollen. Die So-  
zialdemokraten, sagt mir Frau Roth, wollen, daß die Dok-  
toren genau solche Beamte werden sollen, wie die Richter und  
die Pastoren. Und ich glaube auch, daß es viel auszubeh-  
ren wäre, wenn in jedem größeren Dorf ein Arzt wohnt, der  
allen Leuten in ihrer Not helfen könnte als ein Pastor, der  
stolz ist und kleine Leute nicht versteht und ihnen noch Un-  
friedenheit predigt und es mit den großen Bauern und den  
Gutsbesitzern hält.

Aber die meiste Angst hatte ich doch, daß sie beide die  
Arbeit verlieren könnten. Denn sie sind man beide bei Jah-  
ren, und wenn Vater mal lange krank ist, dann steigt er  
sicher raus. Denn der Herr hat schon lange eine Pflanz-  
ung gehabt und ich bin in die Stadt gekommen, ist das  
nicht besser geworden, das kann ich mir denken, denn  
nachlässig war die Gesellschaft immer, und alle Arbeiter  
wollen sie los werden. Die Bauern und Diakone in  
langjährige Dienste schätzen da gar nicht, was es alles kostet  
Schwimbel.

Liebe Schwester! Wir haben manchmal solche Seh-  
sucht nach unserer Heimat, und Sonntags nachmittags ge-  
hen wir weit hinaus vor die Stadt und freuen uns über die  
Felder und die Obstweiden, und dann sagen wir: Wie  
wird das Stück Acker im Dorfe aussehen und wie das an-  
dere. Und wenn wir dann abends nach Hause kommen in  
unsere Hofwohnung, dann möchte uns die Decke über den  
Köpfen gesammelt haben und ich meine kann still vor mich  
hin und Karit ist auch recht still.

Aber es ist nun mal wie es ist und Frau Roth sagt, das  
wird auch nicht anders als bis die Gesele geordnet werden  
und das Wohlfahrt. Ich lese jetzt öfters die Arbeiterzeitung,  
aber es fällt mir recht schwer und das Schreiben auch. Des-  
halb will nun ein Ende machen. Wir grüßen Euch alle recht  
von Herzen und Vater soll sich mit seiner Gesundheit in acht  
nehmen.

Deine Schwester: Maria.

### Zur Beachtung!

- Wer an das „Schuh-Fachblatt“ etwas zu schreiben  
hat, muß unter allen Umständen folgendes beachten:
1. Manuskriptpapier nicht auf beiden Seiten beschreiben;
  2. keine Blei- und auch keine Eisenfedern verwenden;
  3. nicht zu eng schreiben, damit redaktionelle Umbe-  
rungen zc. vorgenommen werden können;
  4. durch Korrekturen, Umänderungen oder Zusammen-  
streichungen nicht das Manuskript unlesbar machen;
  5. Namen und Ziffern recht deutlich schreiben.

### Die Geschichte von Gunnel.

Von Pelle Molin.

(Schluß.)

„Ich möchte jemand ein Verdamnungswort ins Ge-  
heiß schleubern,“ sagte er.

„Sprach sie niemals von jenem Sommer, da der  
Freunde bei ihr gewesen?“ Die Frage kam fast flüsternd.

„Nein, aber die Leute erzählten davon.“

„Und was sagten die?“

„Vieles, mehr als wahr war. Schließlich wollte ich  
nichts mehr hören. Sie hüttete selbst ihr Vieh in jenem  
Sommer. Die Alm war weit entfernt vom Dorfe. Und  
das, was dann geschah, kam wohl zum großen Teil daher,  
daß sie so einsam wohnte. Es war keine Alm, wo man  
allein leben durfte, denn da gab es — ja, lächeln Sie  
nur — da gab es keine Waldgeister und unsichtbare  
Zauberwesen und noch anderes, was schlimmer war als  
Waldgeister, denn die schaden ja niemand, wenn nicht in  
guter Absicht. Da raschelten nachts die unsichtbaren in  
der Höhe, und sonderbare Wesen huschten um die Erde  
und durch den Wald, wenn Menschen, zumal bei Sonnen-  
untergang, über die kurze samtliche Grasmatte nach der  
Nachtseite hin und wieder zurückgingen. Gesang und Rärchen  
kamen abends mit den Rufen, wenn die Sonne zwischen  
den dunklen Tannen glühte und die Luft gelb war. Die  
Weser sang und die Eulen tiefen: Hu! Hu! Für ein Ge-  
weiss was das ihre bedeutete das eine ganze Welt. Ein  
Tages geschah etwas mitten im Sonnenhinein. Gunnel  
sah den Kopf in die Sand gestürzt und schlief. Da er-  
wachte sie auf einmal, und ein Gefolge von Waldgeister  
stand um sie herum und bot sie zur Hochzeit an. Ein

junger Mann aus der Schar der Waldgeister sollte sie  
heiraten. Sie war wie gefangen von dem Abenteuer.  
Man schmückte sie mit einem Brautkranz von Waldgeis-  
ter und sonderbar gearbeitetem Gold: Ringe an die  
Hände, Schleier auf die Brust und um das Nieder eine  
gewundene Schlange. Ja, sie durften sie schmücken. Der  
Schäferband bestellte vor Angst. Die Sonne glänzte und  
glühterte. Die Kraniche flogen vom See, der Wald duftete,  
die Luft erbebt. Es war ein schimmerndes Hochzeits-  
wetter. Der schneebedeckte Gipfel des Jadmoss strahlte  
weiß wie eine Frühlingssonne weit in der Ferne, und jetzt  
geschah es... er kam, der Fremde...“

„Ja“, sagte der Professor, langsam und ohne zu wissen,  
daß er sprach.

„Ja, wunderbarlich sah es aus, aber Waldgeister habe ich  
keine gesehen, als ich mich in den Bergen beirrte und über  
die Alm zu ihrer Hütte kam.“

„Der Sonntagsglinder bekommen so etwas zu sehen,  
und als Sie kamen...“ Als ich kam, lief sie mir ent-  
gegen, lebend und schön. Sie trug weder Silber noch Gold,  
aber in ihren Wimpern hingens Tränen, und die Sonne  
glänzte auf ihrem schwarzen Kopfe. Ich vergesse es nie:  
der Blick war wunderbarlich nach innen gerichtet... schim-  
mernd und feucht... nie in meinem Leben habe ich so  
etwas Schönes gesehen. Du bist mein Retter, sagte sie  
und lächelte mit ihrem hellen Gesicht... und dann kam  
das, was... ich nicht erwartete...“

„Ich weiß, was Sie nicht erwartete — ich weiß, was  
es war. Sie fiel Ihnen um den Hals und verberg sich...  
Sie wußten nicht, daß ein Abenteuer wie das ihre einen  
Menschen so ergreift, daß er nicht mehr weiß, was er tut,  
und daß Menschen, die gerade in dem Augenblick kommen,  
die Waldgeister verjagen. Dann geschieht es immer, daß  
der Verzweifelte sich an den festlammert, der des Weges  
kommt, ganz wie wir, glücklich und willenlos.“

„Ja“, sagte der Alte, „ich verlor alle Bestimmung, als  
ich das warme Menschenkindlein in den Armen hielt...“  
Der Jüngling fuhr fort: „Sie war die schönste Pflanz-  
ung im ganzen Lande. Wer hätte die Bestimmung in ihren  
Armen nicht verloren... Und so geschah es, daß sie...“  
— Der Professor seufzte. „Diese Tage haben sie ganz  
und sie kommt niemals wieder. Ich bin hierher geehrt, sie  
zu suchen... aber es ist zu spät. Ich folge dir in deine  
Wälder, und du gehst nachher mit mir. Du bist ja mein  
und Gunnels Sohn.“ — „Nein, das will ich nicht. Ihre  
Tränen die vielen Jahre hindurch sollen immer groß sein  
und liegen, ich werde nie den Augenblick vergessen, da  
sie mich mordete, wie sie glaubte, und ihren Namen in  
der Bergweilung aufschrie. Ich sagte, ich hätte den Namen  
vergessen...“ — „Nein, das ist nicht wahr, niemand kann  
vergessen, was er in einem solchen Augenblick gehört. Ich  
wüßte, wie er hieß, er, den ich so geliebt. Nehren Sie um,  
wir wollen uns trennen. Ich habe mich nicht beklagt bis-  
her allein durchgestanden, um heute, da ich meine eigene  
Kraft fühle, Vatersein zu werden. Mein Weg geht zu  
den Bergen und zu meiner Dichtung. Was Gunnel emp-  
funden, als sie friedlos in der Heimat herumirrte, davon  
will ich jagen. Ich habe Märchen im Blute...“ — „Ich bin  
ja Gunnels Knabe. „Amecht“ nennen mich die Leute, ich aber  
sage: eht. Nun geh“ ich in die Berge und auf Abenteuer.“

Er warf den Rock über die Schultern und reichte  
dem Fremden die Hand.

„Sie brauchen mir nichts zu erklären. Ich will nicht  
wissen. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen... Ich ver-  
stehe jetzt, wie Gunnel alles vergessen konnte... Ich Sie  
sah... und nun leben Sie wohl! Sie werden von mir hören.“  
Als er den Weg hinaufschritt, voll Erregung und mit  
gitternden Lippen, hell und stark, sah er aus wie ein junger  
Wikingier. — Der Alte schaute ihm nach, mit dem Blick  
eines Bettlers.